

# **LIMONCELLO-LIEBE AM GARDASEE**

Chrissy Hope

## Zehn Tage, ein Plan

Punkt eins: Die Straße war ein Verbrechen. Punkt zwei: Wer auch immer sie geplant hatte, gehörte in ein Personalgespräch zitiert. Punkt drei: Es gab niemanden mehr, dem man das sagen konnte, weil diese Straße vermutlich von einem römischen Steinmetz erfunden worden war, der seit zweitausend Jahren keine Sprechstunde mehr anbot.

Anja umklammerte das Lenkrad des Mietwagens, als hinge ihr Leben daran - was, wenn sie ehrlich war, auch nicht völlig auszuschließen war. Die SS45bis schmiegte sich an den Fels, als wollte sie sich verstecken, und gab den Blick auf den See nur in Tunnellücken frei, kurze blaue Schläge ins Auge, bevor das Dunkel sie wieder schluckte. Ein Motorrad überholte sie in einer Kurve, in der es nichts zu überholen geben durfte. Sie hielt die Luft an. Der Motorradfahrer hob grüßend die Hand, als sei das hier ein Spaß.

Für sie war es kein Spaß. Es war ein Termin.

Sie hatte den Flug um 6:40 Uhr genommen, in Mailand den Wagen abgeholt, unterwegs einen Kaffee getrunken, der nach Verzweiflung schmeckte, und in den letzten zwei Stunden gelernt, dass italienische Lastwagenfahrer den Begriff Sicherheitsabstand für eine norddeutsche Folklore hielten. Ihre Schultern saßen irgendwo in Höhe der Ohren. Die Falte zwischen ihren Brauen, da war sie sicher, hatte sich bei Gargnano dauerhaft eingegraben.

Dann, nach einem besonders langen Tunnel, öffnete sich das Land.

Der See lag da. Groß, tiefblau, unerwartbar weit, mehr Meer als See, und über dem Wasser hing ein feiner Schleier, ein Dunst, der die Berge am Ostufer weichzeichnete, als hätte jemand mit dem Daumen über eine Zeichnung gefahren. Für eine Sekunde - eine einzige, unkontrollierte Sekunde - atmete Anja aus.

*Lichtbrechung*, dachte sie. *Atmosphärische Streuung. Partikel in der Luft.*

Sie schob das Bild weg und konzentrierte sich auf das Navi. *Ziel in achthundert Metern erreicht.*

Achthundert Meter, die sich als das größte Hindernis des Tages herausstellen sollten.

Limone sul Garda empfing sie nicht. Es ließ sie ein, widerwillig, wie ein Gastgeber, der mit einem Besuch nicht gerechnet hat. Die Häuser stapelten sich pastellfarben über schmalen Gassen, gelb und ocker und ein verblasstes Rosa, und es roch nach Espresso und Sonnencreme und nach etwas anderem, etwas Helleren, das sie nicht sofort einordnen konnte und das sich trotzdem irgendwo zwischen ihren Rippen festsetzte.

Sie ignorierte es. Sie suchte einen Parkplatz.

Das Navi behauptete, das Café Limone liege am Ende der Via Castello. Die Via Castello war, wie sich herausstellte, kaum breiter als ihr Mietwagen und führte in einem Winkel bergan, der jeden Hamburger Bauinspektor in Tränen aufgelöst hätte. Anja bog ein, korrigierte, bog zurück. Ein Schild fehlte. Sie fuhr eine Gasse hinauf, die in einer Treppe endete. Eine Treppe.

Punkt eins, dachte sie grimmig: Dieser Ort hat ein gestörtes Verhältnis zu Fahrbahnen. Punkt zwei: Ein Navigationssystem, das einen in eine Treppe schickt, sollte juristische Konsequenzen fürchten. Punkt drei -

Es gab keinen Punkt drei. Es gab nur das Rückwärtssetzen, das Schwitzen, das Klopfen des eigenen Herzens und schließlich, am Ortsrand, einen öffentlichen Parkplatz mit ehrlichen, geraden, deutschen Markierungen, die sie beinahe gerührt hätten.

Sie stellte den Wagen ab, zog die Handbremse mit Nachdruck und blieb einen Moment sitzen.

Der Aktenordner lag auf dem Beifahrersitz. Schwarz, gefüllt, geordnet nach Registerkarten. *Erbschaft / Café Limone. Notar. Rückreise.* Daneben ihr Notizbuch mit dem Zehn-Tage-Plan, in ihrer

eigenen, kleinen, akkuraten Schrift. Tag 1: Anreise, Café besichtigen, Schloss prüfen, Inventar grob erfassen.

Sie hakte *Anreise* innerlich ab. Das wenigstens hatte funktioniert.

Den Rest des Weges ging sie zu Fuß, den Ordner unter dem Arm, den Rollkoffer hinter sich her, dessen Räder auf dem Kopfsteinpflaster ein Geräusch machten wie ein protestierender Karren. Die Sonne stand schon tief und warf langes, goldenes Licht in die Gassen, und Anja registrierte beiläufig, dass ihre weißen Sneaker einen Kreideschleier vom Pflaster angenommen hatten. Sie ärgerte sich kurz. Teure Sneaker.

An einem winzigen Platz saßen Menschen vor einer Bar, kleine Gläser mit etwas Orangefarbenem vor sich, lachten, ließen die Zeit verstreichen, als hätten sie unendlich viel davon. Aperitif. Anja sah es, klassifizierte es als Touristenfolklore und ging weiter.

Sie fand das Café fast nicht.

Es lag wirklich am Ende der Gasse, fast versteckt, und wer nicht danach suchte, wäre daran vorbeigegangen. Verblasste Schrift über der Tür: *Café Limone*. Eine kleine Terrasse mit zwei oder drei Tischen, türkisfarbene Stühle, die einmal kräftig gewesen sein mussten und jetzt von Sonne und Salz auf einen weichen, verwitterten Ton gebleicht waren. Vor der Tür stand ein Tontopf mit einer Basilikumpflanze.

Die Pflanze war tot. Vertrocknet, braun, die Blätter zu Papier geworden. Niemand hatte gegossen.

Anja sah sie an und spürte etwas Unbehagliches. Sie schrieb es der Müdigkeit zu.

Den Schlüssel hatte der Notar geschickt, in einem gepolsterten Umschlag. Sie hatte ihn vorhin aus dem Ordner geholt, Registerkarte *Erbschaft*, und in die Manteltasche gesteckt. Jetzt zog sie ihn heraus, und er war schwerer, als sie ihn in Erinnerung hatte. Ein alter Eisenschlüssel, lang, mit einem verzierten Bart, das Metall dunkel und kühl in ihrer Hand. Er hatte nichts gemein mit dem Plastikchip, mit dem sie ihre Hamburger Wohnungstür öffnete. Er war absurd. Ein Schlüssel aus einem Märchen.

Sie steckte ihn ins Schloss.

Er drehte sich nicht.

Punkt eins, dachte sie, und schon der Gedanke war ein kleiner Trost, eine Ordnung im Unkalkulierbaren: Das Schloss klemmt. Sie drehte fester. Nichts. Punkt zwei: Das Schloss klemmt immer noch. Sie rüttelte, fluchte leise auf Hamburgerisch, drehte und hob gleichzeitig - und mit einem trockenen, widerwilligen Knacken gab das Schloss nach. Punkt drei: Möglicherweise war das Schloss das erste ernstzunehmende Problem dieses Unternehmens. WD-40 stand bereits auf ihrer Einkaufsliste. Vorausschauend.

Sie drückte die Tür auf.

Und dann war da der Geruch.

Er traf sie, bevor sie das Innere überhaupt gesehen hatte. Espresso, alt, aber tief ins dunkle Holz eingezogen, untermischt mit etwas Süßem, Zitronigem - Zitronenkuchen, nur noch ein Hauch davon - und darunter altes Holz und ein Stich Staub und die kühle Feuchte von Seeluft, die durch ein irgendwo offenes Fenster hereinkam. Der Geruch tat etwas mit ihr, das sie nicht erwartet hatte. Er stieß etwas an. Tief unten, an einer Stelle, die sie für gut verschlossen gehalten hatte.

Klebrige Finger. Ein Lachen, das zu laut war für jeden Raum. Das Glitzern auf Wasser.

Sie schob es weg. Sofort.

*Café prüfen auf Schimmel*, notierte sie innerlich, und das half. Aufgaben halfen immer.

Drinne war es dämmerig und golden zugleich. Das späte Nachmittagslicht fiel schräg durch das Terrassenfenster, ein breiter Streifen, in dem Staub tanzte, kleine helle Partikel, die im Gegenlicht zu schwebendem Gold wurden und sich auf dem dunklen Holz des Tresens niederließen. Anja sah den Staub. Sie sah nicht das Gold.

Der Tresen war aus dunklem, abgegriffenem Holz, an den Kanten heller gewetzt von Jahrzehnten von Händen und Ellbogen. Dahinter eine Maschine. Eine Espressomaschine, alt, imposant, aus verchromtem Metall mit einem Aufbau wie ein kleiner Dom, zwei Brühgruppen, ein Manometer, dessen Nadel reglos auf null stand.

Jemand hatte ein Stück Klebeband seitlich an das Gehäuse geklebt und mit Filzstift einen Namen darauf geschrieben.

*Sophia.*

Anja hob die Augenbrauen. Man gab Maschinen keine Namen. Maschinen waren Maschinen. Aber Marlene hatte offenbar einen anderen Standpunkt vertreten, und Marlene war jetzt nicht mehr in der Position, ihn zu verteidigen.

„Na dann“, sagte Anja in den leeren Raum hinein, und ihre eigene Stimme klang fremd. Sie suchte einen Schalter, fand einen Kippschalter an der Seite, betätigte ihn. Sie wartete.

Nichts.

Kein Summen, kein Aufleuchten, kein Zischen. Sophia schwieg. Die Nadel des Manometers blieb auf null, als hätte Anja sie persönlich beleidigt.

„In Ordnung“, sagte Anja. „Dann eben nicht.“

Sie war nicht hierhergekommen, um Kaffee zu trinken. Sie war hierhergekommen, um zu inventarisieren. Das Schweigen der Maschine war zunächst völlig in Ordnung. Sie nahm sich vor, es so zu sehen, und ignorierte das winzige Gefühl der Niederlage, das sich dabei einstellte.

Sie zückte das Handy, öffnete die Kamera. Inventarfotos. Keine Urlaubsfotos. Sie ging methodisch vor, im Uhrzeigersinn, so wie sie ein Büro abgenommen hätte, das ein Mitarbeiter geräumt zurückließ. Was ist hier? Was fehlt? Was ist ein Problem? Wer ist zuständig?

Der Tresen. Foto. Dahinter Regale mit Tassen, gestapelt, aber falsch gestapelt, große und kleine durcheinander, ein Espressotässchen auf einer Cappuccinotasse balancierend, als sei das eine künstlerische Aussage und keine schiere Nachlässigkeit. Anja spürte, wie es in ihren Fingern juckte. Sie machte ein Foto. Sie ging weiter.

Die Wände hingen voller Bilder. Ausgeblichene Fotografien in zusammengewürfelten Rahmen, Schnappschüsse von Jahrzehnten. Menschen vor dem Café, lachend, mit Gläsern, mit Hunden, mit Kindern. Eine Postkarte vom See. Ein vergilbter Zeitungsausschnitt.

Eines der Fotos zeigte eine Frau.

Sie stand vor der Theke, an der Anja gerade stand, nur war die Theke auf dem Bild voller, lebendiger, ein Glas hier, ein Teller dort. Die Frau hatte den Kopf in den Nacken geworfen und lachte, ein breites, unbekümmertes, hemmungsloses Lachen, das man fast hören konnte, dunkles Haar, das ihr ins Gesicht fiel, eine Schürze, die sie schief gebunden hatte.

Anja sah das Foto. Sie wusste, wer es war. Irgendwo, ganz weit unten, wusste sie es. Aber sie ließ den Gedanken nicht ankommen.

*Deko, notierte sie innerlich. Prüfen, ob beim Verkauf zu entsorgen oder dem Käufer zu überlassen.*

Sie ging weiter.

Auf dem Tresen lag ein Heft. Ein dickes, abgegriffenes Buch mit einem Einband aus marmoriertem Karton, die Ecken weich und aufgewölbt, und als Anja es aufschlug, sah sie eine Handschrift, eng und schräg und stellenweise von Flecken überlagert - Fett, Kaffee, etwas Klebriges, das einmal Marmelade gewesen sein mochte. Rezepte. Listen. Notizen am Rand, manche auf Deutsch, manche auf Italienisch, manche in einer Mischung, die niemand außer der Schreiberin je hätte entziffern können.

Anja blätterte. Sie verstand kaum ein Wort. *Torta di limone* - gut, das war ein Kuchen. Dann eine Zeile, dreimal unterstrichen, die wie eine private Beschwörungsformel aussah. Dann etwas über *Sophia*, und ein gemaltes kleines Herz, und Anja runzelte die Stirn.

Sie schrieb ins Notizbuch: *Heft, unleserlich, Inhalt prüfen. Ggf. Übersetzung nötig.*

Dann fiel ein loses Blatt heraus.

Es war kein Rezept. Es war ein Dokument, getippt, mit einem Briefkopf, italienisch. Anja kniff die Augen zusammen und entzifferte, was sie konnte. *Contratto di forniture*. Liefervertrag. Eine Liste von Mengen, Daten, Preisen. Limoncello. Marmellata. *Scorze candite*. Und ganz oben, als Lieferant, ein Name, gedruckt und daneben mit Kugelschreiber unterstrichen, als habe Marlene ihn wichtig gefunden.

*Limonaia Bianchi - Matteo Bianchi.*

Darunter, in Marlenes Handschrift, ein kleiner Vermerk, halb verwischt: - *der Beste. Nicht ärgern.*

Anja las es zweimal. Den Vermerk verstand sie nicht, und sie hatte auch nicht vor, sich an ihm aufzuhalten. Ein Lieferant. Limoncello und Marmelade. Vermutlich gab es einen laufenden Vertrag, der gekündigt werden musste, bevor das Café den Besitzer wechselte. Ein To-do. Sie schrieb es auf.

*Liefervertrag Bianchi (Limoncello/Marmelade): prüfen, kündigen. Kontakt klären.*

Der Name sagte ihr nichts. Sie ließ ihn fallen, wie sie an diesem Tag schon so vieles hatte fallen lassen, und wandte sich wieder den Tassen zu.

Es wurde dunkler.

Sie merkte es kaum. Das goldene Licht durch das Terrassenfenster wurde tiefer, kupferner, glitt langsam über den Tresen und kletterte die Regale hinauf, und draußen, jenseits der Scheibe, begann der Himmel sich zu färben. Über dem See, über dem Monte Baldo, sammelte sich das Abendlicht zu etwas, das man nicht hätte versäumen dürfen.

Anja versäumte es.

Sie hatte ihren Laptop aus dem Koffer geholt, ihn auf den Tresen gestellt, eine Steckdose gefunden - sie funktionierte, ein kleiner Sieg - und eine neue Tabelle angelegt.

*Kassenbestand\_Café\_Limone\_Inventar.xlsx*. Spalten: Artikel, Anzahl, Zustand, Geschätzter Wert, Anmerkung. Sie tippte. Es beruhigte sie, wie es sie immer beruhigte. Zahlen taten, was man ihnen sagte. Zellen blieben, wo man sie hinsetzte. Eine Tabelle log nie und lachte nie zu laut und ließ einen nie mit dem Gefühl zurück, irgendetwas verpasst zu haben.

Tassen, groß: 14 (Schätzung). Tassen, klein: 22. Zustand: gut bis befriedigend. Anmerkung: *unsortiert*.

Und weil das Wort *unsortiert* nun einmal im Raum stand, schwarz auf weiß, in ihrer eigenen Tabelle, konnte sie nicht anders. Sie stand auf. Sie ging hinter den Tresen. Sie nahm die erste Tasse vom Stapel,

eine kleine, und stellte sie zu den kleinen. Dann die nächste. Dann die Cappuccinotasse, die unsinnigerweise eine Espressotasse trug. Sie trennte sie. Sie ordnete nach Größe, dann, weil Größe allein keine Ordnung war, nach Farbe innerhalb der Größe. Es gab cremefarbene Tassen und welche mit einem goldenen Rand und drei mit einem aufgemalten Zitronenmotiv, das einmal kräftig gelb gewesen sein musste und jetzt zu einem freundlichen Blass verblichen war.

Anja stellte die Zitronentassen zueinander. Sie trat einen Schritt zurück und betrachtete ihr Werk, und für einen Moment war alles in Ordnung.

Hinter ihr ging die Sonne unter.

Sie tauchte den See in flüssiges Kupfer, ließ das Wasser zwischen Limone und Malcesine glühen, zeichnete die Kämme des Monte Baldo schwarz gegen einen Himmel, der von Orange über Rosa zu einem tiefen, klaren Blau wechselte, und das ganze Licht davon fiel durch das Terrassenfenster in das kleine Café und legte sich auf Anjas Rücken, auf den ordentlichen Dutt, auf die hochgezogenen Schultern.

Anja drehte sich nicht um.

Sie öffnete kurz die Terrassentür, weil ihr aufgefallen war, dass irgendwo ein Fenster offen stand und sie überprüfen wollte, welches - und der See lag vor ihr, riesig, glühend, atemberaubend, ein Bild, für das Menschen Tausende von Kilometern fuhren.

„Zugluft“, murmelte Anja, und schloss die Tür wieder. Sie war innen noch nicht fertig mit dem Inventar.

Sie ging zurück zum Laptop. Sie trug die Tassen ein. Tassen, klein, Zitronenmotiv: 3. Zustand: gut. Wert: gering. Anmerkung: *eventuell für Verkauf vereinzeln*.

Irgendwo draußen, weit unten auf dem dunkler werdenden Wasser, tuckerte ein Boot vorüber, ein einsames Motorengeräusch, das über die Stille trug und dann verklang. Anja hörte es. Sie ordnete es nicht ein.

Über dem Café, das hatte der Notar geschrieben, gab es eine kleine Wohnung. Marlenes Appartement. Anja fand die Treppe hinter einer Tür neben dem Tresen, eng und steil, und der Schlüssel - derselbe

Märchenschlüssel, ein zweiter, kleinerer am selben Ring - ließ sich oben überraschend leicht drehen, als sei diese Tür freundlicher gesinnt als die untere.

Die Wohnung war klein. Ein Zimmer mit Bett, ein winziges Bad, eine Kochnische, ein Fenster zum See. Es roch nach Lavendel und nach demselben Zitronigen, das den ganzen Ort durchzog, und an der Wand hingen mehr Fotos, und auf dem Nachttisch lag ein angefangenes Buch mit einem Lesezeichen ungefähr in der Mitte, als hätte jemand nur kurz aufgehört zu lesen und vorgehabt, gleich weiterzumachen.

Anja blieb in der Tür stehen.

Hier hatte sie gelebt. Die Frau auf dem Foto, mit dem zu lauten Lachen. Hier hatte sie ihre letzten Jahre verbracht, mit Blick auf das Wasser, mit einem Buch, das sie nicht zu Ende gelesen hatte. Und irgendwann hatte sie sich hingesetzt und beschlossen, das alles einem Menschen zu hinterlassen, den sie seit zwanzig Jahren kaum gesehen hatte.

Die Frage stieg in Anja auf, ungebeten und unbequem: *Warum mir?* Sie schob sie weg. Aber sie ging nicht ganz.

Sie schleppte den Koffer hoch, stellte ihn ordentlich an die Wand, machte das Bett mit dem Spannbettlaken, das sie sicherheitshalber eingepackt hatte, weil man nie wusste. Sie hängte den Trenchcoat über einen Stuhl. Sie öffnete den Aktenordner, legte das Notizbuch daneben, blätterte zum Zehn-Tage-Plan und hakte ab: Tag 1, Anreise, Café besichtigen, Schloss prüfen, Inventar grob erfassen. Alles erledigt. Mehr oder weniger.

Dann klingelte das Telefon.

Lukas. Natürlich Lukas. Er war der Einzige, der wusste, dass sie überhaupt unterwegs war, und der Einzige, der sich getraut hätte, am ersten Abend anzurufen.

„Na“, sagte er, und sie konnte das Grinsen hören. „Schon verkauft?“

„Ich bin seit vier Stunden hier.“

„Das ist ein Nein.“

„Das ist ein Nein.“

Es raschelte in der Leitung, irgendetwas mit Chipstüte. „Und? Wie ist es?“

Anja trat ans Fenster. Der See lag jetzt fast schwarz unter einem Himmel, in dem die ersten Sterne standen, und am gegenüberliegenden Ufer flackerten die Lichter von Malcesine, klein und warm und unendlich weit weg. Unten in den Gassen lachte jemand. Ein Glas klirrte. Die Luft, die durch das halb offene Fenster kam, roch nach diesem Etwas, das sie noch immer nicht hatte benennen wollen, süß und hell und voller Versprechen.

„Es ist“, sagte Anja, „praktisch gelegen.“

Eine Pause. „Praktisch gelegen“, wiederholte Lukas. „Du stehst am Gardasee, Schwester. Das Ding ist *Postkarte*. Und du sagst praktisch gelegen.“

„Die Anbindung ist katastrophal. Die Straße ist eine Zumutung. Es gibt keine Parkplätze. Und die Espressomaschine ist kaputt.“ Sie zählte es auf, und mit jedem Punkt wurde es leichter. Punkte konnte man abarbeiten. Punkte hatten kein Lachen, das durch Wände ging. „Es ist ein zu verkaufendes Objekt mit erheblichem Instandsetzungsbedarf. Mehr nicht.“

„Klar“, sagte Lukas, und in dem einen Wort lag so viel ungesagtes Wissen, dass Anja kurz die Augen schloss. „Schlaf gut, Anja.“

„Du auch.“

Sie legte auf. Sie blieb noch einen Moment am Fenster stehen, länger, als sie beabsichtigt hatte. Dann zog sie die Gardine zu, weil das Mondlicht sie sonst beim Einschlafen stören würde, und ging schlafen, in einem fremden Bett, in einem fremden Haus, das ihr gehörte und das sie nicht wollte.

Der nächste Morgen begann, wie alles an diesem Ort zu beginnen schien: mit einem Problem, das es laut Plan nicht hätte geben dürfen.

Sie hatte beschlossen, früh zum Notar zu fahren - Tag 2, rechtliche Lage klären - und dafür den Mietwagen näher heranzuholen, ein Stück die Gasse hinauf bis zu jener kleinen Verbreiterung, die sie am Vortag

gesehen und für eine mögliche Lücke gehalten hatte. Sie hatte richtig gesehen. Es war eine Lücke. Knapp, aber eine Lücke.

Was sie nicht gesehen hatte, war, dass die Lücke gleichzeitig eine Zufahrt war.

Sie bemerkte es in dem Moment, als sie den Wagen mit drei vorsichtigen Manövern hineinbugsiert hatte, den Motor abstellte und zufrieden registrierte, dass sie es geschafft hatte, ohne den Lack anzukratzen. Punkt eins, dachte sie: geparkt. Punkt zwei: dem Plan einen halben Tag zurückgewonnen. Punkt drei -

Es klopfte an die Scheibe.

Hart. Mit den Knöcheln. Einmal, zweimal.

Anja zuckte zusammen und drehte den Kopf.

Vor dem Fenster stand ein Mann. Groß, das war das Erste, was sie wahrnahm, breit, das Zweite. Er hatte einen Stapel Holzkisten auf einer Schubkarre neben sich, und in den Kisten lagen Zitronen, gelb und prall und so viele, dass der Geruch selbst durch das geschlossene Fenster zu ihr drang - dieser Geruch, das Helle, das Süße, das Etwas, das sie seit gestern nicht hatte benennen wollen. Jetzt hatte es ein Gesicht.

Das Gesicht war nicht erfreut.

Dunkle Augenbrauen, zusammengezogen, drei Tage Bart, eine sonnengegerbte Haut und ein Ausdruck, der unmissverständlich klarmachte, dass sie mit ihrem ordentlich eingeparkten Mietwagen genau dort stand, wo sie nicht stehen durfte. Er sagte etwas. Sie verstand es nicht durch die Scheibe, aber sie verstand den Tonfall.

Anja atmete tief ein. Sie spürte, wie sich die Schultern hoben, wie sich die Falte zwischen den Brauen vertiefte, wie der ganze, mühsam errungene Rest von Kontrolle, den sie sich über Nacht zurechtgelegt hatte, leise davonrutschte.

Sie kurbelte das Fenster herunter.

Der Geruch von Zitronen schlug ihr voll entgegen.

„Ja?“, sagte sie, kühl, auf Deutsch, weil ihr Italienisch für diesen Moment definitiv nicht ausreichte und weil Kühle die einzige Waffe war, die sie um sieben Uhr morgens noch fand.

Der Mann hielt inne. Etwas in seinem Gesicht veränderte sich - nicht zum Freundlicheren, eher zu einer Art überraschter Neugier, als hätte er mit allem gerechnet, nur nicht mit Deutsch.

Und Anja wusste instinktiv, dass dieser Tag nicht nach Plan verlaufen würde.

## Der Mann mit den Zitronen

Die Zitronen waren schwer heute Morgen.

Matteo spürte das Gewicht der Holzkiste in den Unterarmen, noch bevor er die Schubkarre über das Kopfsteinpflaster geschoben hatte, und das war ein gutes Zeichen - eine schwere Frucht war eine reife Frucht, und eine reife Frucht im Mai war ein Geschenk, das man nicht jedes Jahr bekam. Er hatte seit halb sechs gearbeitet, auf der unteren Terrasse der *limonaia*, dort, wo das Licht zuerst hinfiel, und seine Hände rochen nach ätherischem Öl und nasser Erde. In seinem Kopf war noch die Stille, die nur der frühe Morgen hatte, bevor das Dorf aufwachte.

Diese Stille hielt genau bis zu dem Moment, in dem er in die Via Castello einbog.

Da stand ein Auto.

Es stand nicht irgendwo. Es stand genau in der kleinen Verbreiterung vor dem Café, der einzigen Stelle in dieser Gasse, an der ein vernünftiger Mensch eine Schubkarre abstellen konnte, ohne sich den Rücken zu ruinieren, und an der er, Matteo, sie seit Jahren abstellte - seit Jahren, seit Marlene noch die Tür aufmachte und ihm einen Espresso hinstellte, bevor er überhaupt guten Morgen gesagt hatte.

Das Auto hatte einen Mietwagenaufkleber im Heckfenster. Eine Mailänder Firma. Glänzend, sauber, frisch gewaschen, mit jenem unschuldigen Stolz eines Wagens, der noch nicht wusste, dass man in dieser Gasse nicht parkte.

Matteo blieb stehen. Er ließ die Schubkarre langsam auf die Vorderräder absinken.

*Allora.*

Er war kein Mann, der sich schnell ärgerte. Das Leben mit Zitronen lehrte einen Geduld, ob man wollte oder nicht - ein Baum reifte in seiner Zeit, ein Frost kam, wann er kam, und gegen den Pelèr, der manchmal von Norden über den See fegte, half kein Fluchen. Aber es gab Dinge, die selbst die Geduld eines Zitronenbauern auf die Probe stellten, und ein fremdes Auto, das ihm um Viertel nach sieben den Weg verstellte, gehörte dazu.

Er ging hin. Spähte durch die Scheibe. Niemand.

Er sah hoch zu den Fenstern über dem Café, dort, wo Marlenes Wohnung lag - wo sie gelegen *hatte* -, und für einen kurzen, unangenehmen Moment zog sich etwas in seiner Brust zusammen, weil die Fenster nicht mehr leer aussahen. Eines stand auf Kipp. Jemand war da oben gewesen. Jemand war da oben.

Er schob den Gedanken weg, wie man eine Wespe wegwedelt, und ging zur Café-Tür.

Und da sah er sie.

Durch das Schaufenster, hinter dem alten Holztresen, eine Frau. Sie stand mit dem Rücken halb zu ihm, in einem hellen Trenchcoat, der hier nicht hingehörte, mit dunkelblondem Haar zu einem dieser strengen Knoten gebunden, aus dem sich seitlich eine Strähne gelöst hatte. Sie bewegte etwas auf dem Tresen - Tassen, schien es, sie *sortierte* Tassen - und in der einen Hand, das sah er sofort, hielt sie den Schlüssel. Marlenes Schlüssel. Den schweren, alten, mit dem verzierten Bart, den er hundertmal in Marlenes Hand gesehen hatte.

Matteo runzelte die Stirn.

*Wer sortiert um Viertel nach sieben Tassen?*

Er klopfte. Härter, als er beabsichtigt hatte - die Frau zuckte zusammen, drehte sich um, und einen Moment lang sahen sie einander durch die Scheibe an wie zwei Menschen, die sich gegenseitig für ein Missverständnis hielten.

Er sagte etwas. *Das Auto. Können Sie das Auto wegfahren. Auf Italienisch, denn was sollte sie sonst sein als eine Italienerin, die sich*

verirrt hatte, oder eine Touristin, die gleich mit hilfloser Geste zeigen würde, dass sie nichts verstand.

Sie verstand nichts. Aber sie verstand den Ton - das sah er an der Falte, die sich zwischen ihren Brauen bildete, einer feinen, senkrechten Linie, die aussah, als wäre sie dort schon länger zu Hause.

Dann öffnete sie die Tür.

Das Schloss klemmte - natürlich klemmte es, es klemmte seit Jahren, man musste drehen und heben zugleich, und Marlene hatte immer geflucht, *porca miseria*, und gelacht dabei -, und die Frau machte genau das, drehen und heben, beim ersten Versuch, als hätte sie es schon gelernt, und das überraschte ihn aus einem Grund, den er nicht benennen konnte.

Der Geruch von Zitronen schlug ihr entgegen. Er sah, wie sie kurz die Nase kraus zog. Auf ihrer Nase, fiel ihm auf, saß ein zarter, schon leicht geröteter Schimmer - ein Sonnenbrand im Werden, an einem Maitag, an dem die Sonne kaum drei Stunden geschienen hatte. Norddeutsch also. Eine, die das Licht hier nicht kannte.

„Ja?“, sagte sie.

Auf Deutsch.

Matteo hielt inne.

Das war - unerwartet. Er hatte mit vielem gerechnet. Mit einer verlegenen Touristin, mit einer streitlustigen Mailänderin, mit einer Maklerin vielleicht, die das Café begutachtete, denn der Gedanke, dass jemand das Café begutachten könnte, hatte ihn die letzten Wochen umschlichen wie ein Hund, den man nicht füttern wollte. Aber nicht mit *Deutsch*. Nicht mit diesem klaren, kühlen, präzisen Deutsch, das klang wie etwas, das man in einem Büro sprach, weit oben im Norden, wo es regnete und die Menschen pünktlich waren.

Etwas in seinem Gesicht musste sich verraten haben, denn ihre Augen - hellblau, wach, sie scannten ihn von oben nach unten wie eine Liste, die abgehakt werden wollte - verengten sich ein winziges Stück.

„Buongiorno“, sagte er, weil er sich gefangen hatte. Und dann, weil ihm das Deutsch sofort wieder zur Verfügung stand wie ein Werkzeug,

das man jahrelang nicht gebraucht und doch nie verlernt hatte: „Das Auto. Es steht da seit heute Nacht, *no?*“

„Seit gestern Abend.“ Sie sagte es, ohne mit der Wimper zu zucken. Keine Entschuldigung. Keine Hand, die zum Mund flog, kein *oh, das tut mir leid*. Nur eine Feststellung, sachlich, fast bürokratisch, als korrigiere sie ihn in einem Detail, das ihm entgangen war.

Matteo hob eine Augenbraue.

„Es steht in meiner Zufahrt.“

„Es steht in einer Verbreiterung der öffentlichen Straße.“ Sie schob die Hand mit dem Schlüssel in die Manteltasche, eine Bewegung, die er als das las, was sie war: ein Wegräumen von Munition. „Ich habe gestern Abend keine andere Stelle gefunden, an der man legal parken kann, ohne im See zu landen oder eine Treppe hinaufzufahren.“

„Die Treppe“, sagte er und konnte sich das halbe Lächeln nicht ganz verkneifen, „würde ich nicht empfehlen. Für das Auto. Es ist ein Mietwagen, *no?* Sie müssen ihn zurückgeben.“

Da - ein Flackern. Nicht in den Augen, in den Mundwinkeln. Sie hatte verstanden, dass er sich über sie lustig machte, und sie machte sich nichts daraus. Im Gegenteil. Sie legte den Kopf eine Spur schief.

„Ich habe vor, ihn in genau dem Zustand zurückzugeben, in dem ich ihn bekommen habe. Deshalb steht er auf einer geraden Fläche und nicht auf einer Treppe.“ Eine winzige Pause. „Das ist, soweit ich das beurteilen kann, der einzige gerade Fleck in diesem ganzen Dorf.“

Matteo lachte. Es kam ihm heraus, bevor er es aufhalten konnte, ein kurzes, überraschtes Lachen, das in der stillen Gasse erstaunlich laut klang. Eine Katze, die irgendwo zwischen zwei Hauswänden gesessen hatte, verschwand.

*Sie hat nicht ganz unrecht*, dachte er, und das ärgerte ihn ein bisschen, denn Recht zu haben war hier, in dieser Gasse, eigentlich sein angestammtes Privileg.

„Limone“, sagte er und deutete mit dem Kinn die Gasse hinauf, „ist an einen Felsen gebaut. Vor sechshundert Jahren. Da hat keiner an Mietwagen gedacht.“ Er schob die Hände in die Hosentaschen, stellte

sich breiter hin. „Die Einheimischen wissen das. Sie parken unten, am Ortsrand. Da gibt es einen Platz. Mit Linien." Er sagte *Linien* mit einer Betonung, die er nicht ganz hatte unterdrücken können, weil sie aussah wie jemand, der Linien mochte.

Sie sah ihn an. Und sagte: „Ich weiß. Da werde ich ihn hinstellen. Heute. Ich fahre ihn gleich weg."

Das war es. Das war der Moment, in dem ein normaler Mensch zufrieden gewesen wäre. Sie lenkte ein. Sie räumte das Hindernis. Er konnte seine Zitronen liefern und seinen Tag fortsetzen, und es war alles geklärt, *piano piano*, ohne Drama.

Aber sie hatte es nicht so gesagt, wie ein Mensch einlenkte. Sie hatte es gesagt, wie jemand, der einen Punkt auf einer Liste abhakte. *Auto wegfahren. Erledigt morgen früh, sobald der laute Mann von der Tür weg ist.* Keine Bitte um Verzeihung, keine kleine Verlegenheit, kein menschliches Anerkenntnis, dass sie jemandem im Weg gestanden hatte. Nur die kühle Effizienz einer Frau, die ein Problem identifiziert und seine Lösung terminiert hatte.

Und das, stellte Matteo zu seiner eigenen Verwunderung fest, *reizte* ihn. Nicht zum Ärger - oder doch, ein bisschen -, aber vor allem reizte es ihn auf jene Art, auf die ein guter Gegner einen reizte. Wie Tommaso beim Kartenspielen, wenn er nicht aufgab, obwohl er längst hätte aufgeben müssen.

„Sie waren oben", sagte er, und es war keine Frage. Er hatte das offene Fenster gesehen. Er nickte zu den Fenstern über dem Café. „In der Wohnung."

„Ja." Wieder dieses sachliche Ja. Aber diesmal - diesmal kam etwas dazu. Ein winziges Zögern, ein kurzes Wandern ihres Blicks zu den Fenstern hinauf und wieder zurück. Etwas hatte sie dort oben berührt, und sie wollte nicht, dass er es sah.

Matteo kannte diesen Blick. Er hatte ihn an sich selbst gesehen, in den Wochen nach Marlenes Tod, jedes Mal, wenn er an dem Café vorbeigekommen war und die Stühle gestapelt und die Tür verschlossen gesehen hatte.

*Wer bist du?, dachte er. Und was machst du in Marlenes Wohnung?*

Er sagte es nicht. Stattdessen sagte er: „Es ist eine schöne Wohnung. Klein. Aber das Fenster - zum See. Marlene hat dort gefrühstückt. Jeden Morgen. Mit dem Buch.“

Er wusste nicht genau, warum er das sagte. Es war ihm einfach herausgerutscht, so wie das Lachen vorhin, und er bereute es ein bisschen, weil er sah, wie etwas über das Gesicht der Frau zog - ein Schatten, ein Erkennen, und dann eine sofortige Verriegelung, ein Zumachen, wie wenn man einen Laden gegen die Mittagshitze schließt.

„Sie kannten sie.“ Wieder keine Frage. Sie hatte seinen Tonfall gelernt.

„Sì.“ Matteo nickte langsam. „Ich habe geliefert. Hier. Jahre.“ Er machte eine kleine Geste mit der Hand, die die Schubkarre einschloss, die Kisten, die ganze Gasse, das Café. „Limoncello. Marmelade. *Scorze candite* - die kandierten Schalen, die mochte sie besonders, sie sagte, das sei wie Sonne in Zucker.“ Er hielt inne, weil seine eigene Stimme ihm einen Moment fremd geworden war. „Sie war eine gute Frau.“

Die Frau im Trenchcoat sagte nichts. Sie sah ihn an, und zum ersten Mal in diesem Gespräch - vielleicht zum ersten Mal überhaupt - verschwand für einen Atemzug die Falte zwischen ihren Brauen. Nicht weil sie weicher wurde. Eher, als hätte sie kurz eine Information bekommen, die nicht in ihre Tabelle passte.

Dann kehrte die Falte zurück, und mit ihr die Kühle.

„Es tut mir leid wegen des Wagens“, sagte sie. Und das war, merkte Matteo, das Nächste an einer Entschuldigung, das sie zustande brachte - und sie tat es nicht für den Wagen, das hörte er deutlich. Sie tat es für etwas anderes, das sie selbst nicht benannt hätte, und schob es sicherheitshalber auf den Wagen.

„*Va bene.*“ Er hob die Schultern. „Es passiert. Die Touristen -“

„Ich bin keine Touristin.“

Es kam schnell und scharf, schneller, als sie es offenbar selbst erwartet hatte, denn sie presste danach die Lippen zusammen, als hätte sie zu viel verraten.

Matteo musterte sie. Die teuren weißen Sneaker, die in dieser Gasse aussahen, als wären sie auf dem Weg in ein Büro falsch abgebogen. Den Trenchcoat. Den strengen Knoten mit der einen, rebellischen Strähne. Den Schlüssel in der Tasche, dessen Umriss er durch den Stoff erkennen konnte.

*Keine Touristin*, dachte er. *Aber auch keine, die bleibt.*

Er konnte es nicht erklären. Er hatte ein Gespür für so etwas, ein Gespür, das er sich in Mailand abtrainiert geglaubt und am See wiedergefunden hatte - das Gespür dafür, wer Wurzeln schlug und wer nur durchzog. Diese Frau zog durch. Es stand in ihrer Haltung geschrieben, in der Art, wie sie auf der Schwelle des Cafés stand, mit einem Fuß noch im Inneren, als wollte sie jederzeit wieder verschwinden können.

Und trotzdem hatte sie das Schloss beim ersten Versuch geöffnet. Drehen und heben.

„Was sind Sie dann?“, fragte er.

Sie öffnete den Mund. Schloss ihn wieder. Und in genau diesem Moment - er hätte es fast verpasst - geschah etwas mit ihr. Ein Windstoß kam die Gasse herauf, einer dieser ersten, zaghaften Morgenwinde, die der See dem Tag voranschickte, und mit ihm kam der Duft. Der Duft der Zitronenblüten von oben, aus seiner *limonaia*, schwer und süß und überwältigend, wie er es jedes Jahr im Mai war, ein Duft, an den Matteo so gewöhnt war, dass er ihn kaum noch roch.

Aber *sie* roch ihn.

Er sah es. Sah, wie ihre Schultern für den Bruchteil einer Sekunde sanken, wie sich etwas in ihrem Gesicht löste, wie ihr Blick unwillkürlich nach oben wanderte, den Hang hinauf, dorthin, wo zwischen den alten weißen Steinfeilern die Bäume blühten. Etwas Junges, Unverhülltes huschte über ihre Züge, etwas, das ihr eigentliches Alter verriet, das viel weniger war, als ihre strenge Haltung vorgab. Für einen Wimpernschlag war sie nicht die Frau, die Tassen sortierte und Linien mochte und keine Touristin war. Für einen

Wimpernschlag war sie einfach ein Mensch, der zum ersten Mal Zitronenblüten roch und nicht wusste, was er damit anfangen sollte.

Dann fing sie sich. Schob den Moment weg, genau wie er vorhin die Wespe.

„Ich regle hier etwas“, sagte sie. „Geschäftlich.“

*Geschäftlich.* Das Wort fiel in die Gasse wie ein Stein in stilles Wasser, und Matteo spürte, wie sich in seinem Magen etwas verhärtete, denn er kannte dieses Wort und den Ton, in dem es gesagt wurde. Er hatte es von Valentina gehört, hundertmal, in genau diesem Ton - *geschäftlich, rentabel, effizient, lass uns das mal vernünftig durchrechnen* -, und es hatte am Ende bedeutet, dass etwas, das er liebte, zu klein war, um es zu behalten.

„Geschäftlich“, wiederholte er. Langsamer. Und diesmal war keine Wärme mehr in seiner Stimme, nur eine vorsichtige Distanz. „Mit dem Café.“

„Unter anderem.“

Sie sahen einander an. Und obwohl keiner von ihnen wusste, wer der andere wirklich war - er nicht, dass sie die Erbin war; sie nicht, dass er der Name auf dem Vertrag in ihrer Tasche war -, lag plötzlich etwas zwischen ihnen, das größer war als ein falsch geparktes Auto. Eine Ahnung. Eine Schwelle.

Matteo trat einen Schritt zurück.

„Dann“, sagte er und griff nach den Holmen seiner Schubkarre, „werde ich Sie nicht aufhalten. Bei Ihrem - Geschäft.“ Er hob die Schubkarre an, und die Zitronen rollten leise in ihren Kisten gegeneinander, ein Geräusch, das er liebte, das Geräusch eines vollen Morgens. „Sie sollten das Auto wegfahren, bevor die Sonne über die Häuser kommt. Dann wird es heiß da drin. Und der Mietwagen“, er deutete mit dem Kinn auf den glänzenden Lack, „mag keine Hitze. Genau wie Sie, glaube ich.“

Er meinte ihre Nase. Den Sonnenbrand. Und er sah, dass sie es verstand, sah, wie ihre Hand sich beinahe zur Nase hob und es im

letzten Moment unterließ, sah, wie die Falte zwischen ihren Brauen sich vor Empörung vertiefte.

„Danke für den meteorologischen Hinweis“, sagte sie. Eiskalt.

Trocken wie der Pelèr im November.

Matteo lachte wieder. Er konnte nicht anders.

„Prego.“

Er drehte die Schubkarre. Es war eng in der Gasse, und er musste sie ein Stück zurückschieben, um zu wenden, und während er das tat, spürte er ihren Blick in seinem Rücken, einen Blick, der ihn wie eine offene Frage verfolgte, und er war versucht, sich noch einmal umzudrehen und etwas zu sagen - *Wer sind Sie, wirklich? Was passiert mit Marlenes Café?* -, aber er tat es nicht.

Stattdessen hörte er hinter sich die Café-Tür ins Schloss fallen.

Drehen und heben, umgekehrt. Klick.

Sie war wieder drinnen.

Matteo schob die Schubkarre die Gasse hinunter, langsamer als nötig, und versuchte, den Rhythmus seines Morgens wiederzufinden, der ihm durcheinandergeraten war wie eine umgestoßene Kiste.

Er war nicht zufrieden. Das war das Seltsame. Eigentlich hatte er bekommen, was er wollte - die Frau würde das Auto wegfahren, die Zufahrt würde frei sein, die Welt würde sich wieder ordnen. Aber irgendetwas in ihm war angefasst, aufgewühlt auf eine Weise, die nicht zu einem Streit um einen Parkplatz passte.

Es war nicht der Streit. Es war, dass sie nicht eingelenkt hatte.

Sicher nicht aus Schwäche - er war nicht so dumm, das zu denken -, sondern weil das Leben hier so funktionierte, mit kleinen Höflichkeiten, mit einem *scusi* und einem Lächeln und einem gemeinsamen Achselzucken über die Tücken einer mittelalterlichen Gasse. Giulia hätte gelacht und ihm einen Kaffee angeboten. Die Bäckersfrau hätte mit den Wimpern geklumpert, bis er angeboten hätte, das Auto selbst wegzufahren. So lief das. So lief es immer.

Diese Frau hatte nichts dergleichen getan. Sie hatte ihm Paroli geboten, Punkt für Punkt, mit einer trockenen Präzision, die ihn - er

gab es sich ungern zu - *unterhalten* hatte. Sie hatte ihn nicht angeflirtet, nicht beschwichtigt, nicht manipuliert. Sie hatte ihn behandelt wie ein Problem, das gelöst werden musste, und das war beleidigend und erfrischend zugleich, und Matteo wusste nicht, was er mit dieser Mischung anfangen sollte.

Am Fuß der Gasse, wo sie sich zur Uferstraße hin öffnete und der See plötzlich da war - weit und glatt und silbern im Frühlicht, mit den Lichtern von Malcesine, die im Morgendunst gerade verblassten -, blieb er stehen. Er stellte die Schubkarre ab.

Und dann tat er das, was er immer tat, wenn etwas in ihm in Unordnung geraten war.

Er nahm eine Zitrone.

Er hob sie aus der obersten Kiste, eine schwere, vollkommene Frucht, die Schale noch kühl und leicht feucht vom Morgen, mit jener tiefen, ungleichmäßigen Gelbfärbung, die die echten Gardasee-Zitronen hatten und die man in keinem Supermarkt fand. Er drehte sie in der Hand, fühlte die Poren der Schale unter seinen Fingerkuppen, das winzige Relief, jede Frucht ein bisschen anders, jede Frucht ein kleines Wunder aus Sonne und Geduld.

Er hielt sie an die Nase.

Atmete ein.

Zitrone. Scharf und süß und sauber, der Geruch seines ganzen Lebens, der Geruch seines Vaters und seines Großvaters und der Terrassen über dem Dorf, der Geruch, der ihn nach Mailand getragen und wieder zurückgeholt hatte. Er schloss für einen Moment die Augen, und der Knoten in seiner Brust lockerte sich, *piano piano*, so wie er es immer tat.

*Schau auf den See*, dachte er, in der Stimme, die er manchmal noch im Kopf hatte. *Hatte er es jemals eilig gehabt?*

Nein. Hatte er nicht.

Matteo öffnete die Augen. Der See lag da, gleichgültig und schön, und tat das, was er seit zehntausend Jahren tat: nichts. Wartete. Spiegelte den Himmel.

Er sah die Gasse hinauf, dorthin, wo das Café Limone hinter der Biegung verborgen lag, und wo eine Frau im Trenchcoat gerade dabei war, das Erbe einer toten Frau in Tabellen zu sortieren. *Geschäftlich*. Er schmeckte das Wort noch einmal, und es schmeckte ihm nicht.

Aber sie war ihm gleichgültig, sagte er sich. Eine Durchreisende. Eine Norddeutsche, die etwas regelte und wieder verschwand, sobald es geregelt war. In zehn Tagen würde er sie vergessen haben. In zehn Tagen würde das Café entweder verkauft oder geschlossen sein, und er würde einen anderen Abnehmer für seinen Limoncello finden müssen, und das Leben würde weitergehen, in seiner Zeit, wie die Zitronen.

Er legte die Frucht zurück in die Kiste.

Dann fiel ihm ein, dass er noch nicht fertig war mit den Lieferungen an diesem Morgen. Er hatte den halben Wagen voll, drei Adressen, und die letzte - er hatte sie sich für den Schluss aufgehoben, weil sie ihm die liebste gewesen war, in all den Jahren, weil dort am Ende immer ein Espresso auf ihn gewartet hatte und ein lautes Lachen und eine schief gebundene Schürze -

Die letzte Adresse war das Café Limone.

Matteo blieb stehen, die Hand noch auf dem Rand der Kiste.

*Madonna.*

Natürlich. Marlene hatte bestellt, bevor sie - bevor alles. Es lag noch eine offene Bestellung im Buch, eine letzte, die er hatte ausliefern wollen, weil er nicht gewusst hatte, was sonst damit anfangen, weil es sich falsch angefühlt hätte, sie nicht auszuliefern. Limoncello. Marmelade. Eine Kiste der ersten frühen Zitronen. Er hatte sich vorgenommen, sie heute zu bringen. Heute Morgen. Jetzt gleich.

Zum Café. Zu der Frau mit dem Schlüssel. Zu der Erbin - denn das war sie, das musste sie sein, das ergab sich mit der ruhigen Logik, mit der sich am Morgen die Dinge zusammenfügten: der Schlüssel, die Wohnung, das *Geschäftliche*, das *keine Touristin*. Sie war Marlenes Erbin. Sie war diejenige, mit der er ab jetzt zu tun haben würde, ob er wollte oder nicht.

Matteo legte den Kopf in den Nacken und sah hinauf in den hellblauen Maihimmel, an dem die ersten Schwalben kreisten.

Dann lachte er. Leise diesmal, fast lautlos, mehr ein Ausatmen als ein Lachen, und er rieb sich mit der wettergegerbten Hand den Nacken, weil ihm schwante, dass dieser Tag - und vielleicht nicht nur dieser Tag - ganz und gar nicht nach Plan verlaufen würde.

Er griff nach den Holmen der Schubkarre.

Und schob sie wieder die Gasse hinauf.

---

### **Ende der Leseprobe**

Gefallen? Das vollständige Buch ist erhältlich bei:

[Amazon – Limoncello-Liebe am Gardasee](#)

© Chrissy Hope · [chrissyhope.de](http://chrissyhope.de)